



Erinnerung auf dem Weg in die Zukunft

In diesen Herbsttagen gehen meine Gedanken immer wieder sechzig Jahre zurück. Ich war im August 1944 sechs Jahre alt geworden. Anfang September begann für mich die Schule. Nachdem unsere Lehrerin am ersten Schultag uns die Plätze im Klassenzimmer zugewiesen hatte, begann sie von den Schwalben zu erzählen, die sich draußen vor dem Fenster in großer Zahl auf den Drähten der Stromleitung sammelten. Sie malte aus, was die alten Schwalben den jungen erzählten von der langen Reise in den Süden, die sie nun bald antreten würden. Keine drei Wochen später war die Schule zu Ende und unsere Lehrerin sagte uns, dass die russischen Truppen immer näher kämen und wir nun aufgefordert seien, uns aufzumachen ähnlich wie Schwalben vor dem Winter, um uns vor den herannahenden Truppen in Sicherheit zu bringen. Einige Tage danach verließ sie den Ort. Aus meinem Heimatort folgten nur wenige der Aufforderung, mit Pferd und Planwagen nach Westen und in den Winter zu ziehen. Wir blieben zu Hause – meine Mutter, mein Bruder, meine Großeltern und ich, wie die meisten in unserem Heimatort und der Großteil der Donauschwaben in der Pannonischen Tiefebene der Batschka und des Banats. Es kamen die russischen Soldaten und nach ihnen Titos Partisanen. Es begann ein schlimmer Winter voller Angst. Die ersten Schwalben kehrten an Mariä Verkündigung, Ende März, wieder zurück. Doch ich verließ am 1. April 1945, am Ostersonntag, mit den Bewohnern unseres Dorfes, meine Heimat für immer – eingepfercht in Viehwaggons, deportiert ins Vernichtungslager Gakova.

60 Jahre Flucht und Vertreibung

Wir sind heute hier zusammengekommen – vor wenigen Tagen, am vergangenen Sonntag, den 21. November waren es sechzig Jahre seitdem der Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens (AVNOJ) folgenschwere Verfügungen erlassen und menschenverachtende Beschlüsse gefasst hat: die Aberkennung der Bürgerrechte für die deutsche Bevölkerung, die Enteignung unseres gesamten beweglichen und unbeweglichen Besitzes sowie die völlige Rechtlosstellung. Diese Beschlüsse stehen für geplanten Völkermord und ethnische Säuberung.

Sechzig Jahre nach dem Beginn der größten Vertreibungsaktionen der Geschichte erinnern wir uns an die mehr als 20 Millionen Menschen in Europa, die abgeschoben, deportiert und in die Flucht geschlagen wurden. Ab Oktober 1944 vollzogen in Jugoslawien lokale kommunistische Instanzen, die Staatspolizei (OZNA) und eigene Partisanen-Kommandos (Aktion Intelligenzija) Erschießungen bzw. grausame Tötungen deutscher Bürger. Diese Aktionen forderten zwischen Oktober 1944 und Juni 1945 rund 9.500 Opfer. Die Vertreibung hat im Gesamten viele Opfer, die brutalen und grausamen Vernichtungslager in Jugoslawien haben von uns Donauschwaben über 60.000 Tote gefordert. Für meinen Heimatort Filipova heißt dies: Von den 5280 deutschen Bewohnern verloren 1413 ihr Leben; das sind fast 27%, mehr als ein Viertel. Wenn wir

uns heute, sechzig Jahre danach hier zusammenfinden, dann ist uns allen bewusst, dass die Anzahl derjenigen, für die diese Vertreibungs- und Schreckenszeit nicht nur ein Kapitel im Geschichtsbuch ist, sondern Teil des eigenen Erlebens, bei denen sich die fürchterlichen Bilder tief ins Gedächtnis eingegraben haben, immer geringer wird. Welchen Sinn hat dann überhaupt eine solche Erinnerung? Weshalb, so fragen manche unserer Zeitgenossen, lasst ihr Vergangenes nicht Vergangenes sein?

Erinnerung ist lebensnotwendig

Erinnerung ist ein Grundzug unseres menschlichen Wesens. Weil wir uns an bereits Erlebtes erinnern können, weil wir Erfahrungen, die wir früher einmal gemacht haben, uns in Erinnerung rufen können, müssen wir unser Leben nicht täglich neu beginnen. Je älter wir werden, desto mehr erinnern wir uns. Unsere Schmerzen und Freuden, unsere Gefühle von Kummer und Zufriedenheit hängen nicht einfach ab von den jeweiligen Ereignissen, sondern vielmehr auch von der Art, in der wir uns an diese Ereignisse erinnern. Unsere Erinnerungen helfen uns, neue Eindrücke zu ordnen und zu verstehen und geben ihnen Platz in unseren vielfältigen Lebenserfahrungen.

„Nicht die Erinnerung“, so formulierte es Richard von Weizsäcker 1994 bei der Entgegennahme des Leo-Baeck-Preises in Frankfurt, „nicht die Erinnerung, sondern das Vergessen ist und bleibt die Gefahr, und sie kann sich auf allen möglichen Wegen heranschieben.“

Persönliche Erinnerungen

Gestatten Sie, dass ich noch einmal ganz persönlich werde! Ich habe einige Zeit mit mir gerungen, ob ich eine Einladung, gerade für diesen 24. November annehmen könne. Denn der 24. und 25. November sind schwere Tage in der Geschichte meines Heimatortes und in meinem persönlichen Leben. Morgen, am 25. November, dem Gedenktag der heiligen Katharina von Alexandrien, werden es sechzig Jahre sein, dass mein damals sechzehnjähriger Bruder zusammen mit 211 anderen Männern zwischen sechzehn und sechzig Jahren aus unserem Dorf von Titos Partisanen grausam umgebracht, massakriert und in einem Massengrab draußen vor dem Dorf verscharrt wurden. Ihr einziges Verbrechen, dass sie Deutsche waren. Heute vor achtzig Jahren haben meine Eltern den Bund fürs Leben geschlossen. Wir konnten den Hochzeitstag meiner Eltern nach dem Krieg nie mehr feiern, weil er überschattet war von dem Massaker, dem mein Bruder zum Opfer gefallen war.

Ich war damals sechs Jahre alt und erinnere mich an viele Details: Wie am Morgen alle Männer zwischen sechzehn und sechzig antreten mussten, und wie gegen Abend, als die Dämmerung einsetzte, 212 Männer begleitet von Titos Partisanen und von Wagen mit Schaufeln, Spaten und Pickeln unter Gewehrfeuer hinausgetrieben wurden, um sich ihr Grab zu schaufeln. Sie mussten sich nackt ausziehen und wurden brutal niedergemetzelt und verscharrt. Ich höre die Schüsse heute noch – nach sechzig Jahren. In meinen Ohren klingen noch die bangen Fragen, das Weinen und die Verzweiflung der Mütter, der Ehefrauen, der Kinder.

Im Vernichtungslager Gakova, in das ich drei Monate später deportiert wurde, steht seit Mai diesen Jahres ein großes Gedenkkreuz zur Erinnerung an die mehr als 64.000 Kinder, Männer und Frauen, die erschossen, erschlagen wurden oder verhungerten. Mein Landsmann Domkapitular Prälat Josef Eichinger, der die Einweihung vornahm, berichtete mir, dass er zusammen mit der Einweihung des Gedenkkreuzes auch die

Toten in den dortigen Massengräbern gesegnet habe. Er fügte hinzu: „Viele der Anwesenden sagten mir: Jetzt kann ich für die Verstorbenen beten; jetzt kann ich Abschied nehmen.“

Über dem Massengrab, in dem die brutal umgebrachten 212 Männer meines Heimatortes verscharrt wurden, steht kein Gedenkkreuz, kein Mahn- und kein Erinnerungszeichen. Am 1. April werden es sechzig Jahre sein, dass ich aus meinem Heimatort deportiert wurde. Ich habe meine Heimat seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Die Pfarrkirche, in der ich getauft wurde und als Kind den Gottesdienst besuchte, steht nicht mehr. Der Friedhof ist verwahrlost und verwildert, die Friedhofskapelle verfallen. Ich werde, so Gott will, im kommenden Juli auf Einladung der Karmeliten im nahen Sombor und des Bischofs von Subotica meine Heimat zum ersten Mal besuchen. Ich trage weder Hass noch Gedanken der Rache oder der Vergeltung in meinem Herzen. Aber ich frage: Ist es unbillig, am Massengrab der 212, unter denen mein eigener Bruder ist, zu beten und zu trauern? Ist es unbillig, darauf zu drängen, dass dort ein Zeichen der Erinnerung und des Gedenkens errichtet wird? Die Toten haben es verdient, dass wir ihrer gedenken, und wir, die letzten Überlebenden, haben die Pflicht, uns darum zu bemühen, um mit zu helfen, dass so etwas oder etwas Vergleichbares nie wieder geschieht. Zudecken und Vergessen beschwören Gefahren herauf, nicht die Erinnerung und die Stätten der Erinnerung.

Den Toten zur Ehre – den Lebenden zur Mahnung

Der Gefahr des Vergessens und Verdrängens wollen wir heute hier begegnen. Unser Blick richtet sich dabei sowohl in die Vergangenheit als auch auf Gegenwart und Zukunft. In die Vergangenheit, weil Erinnerung immer auch Solidarität heißt, Solidarität mit den Opfern von Flucht und Vertreibung, von Hass und Gewalt. Wer all die menschlichen Schicksale, das vielfältige Leid, die unfasslichen Geschehnisse um unsere Landsleute verdrängt, der macht sie ein weiteres Mal zu Opfern, zu Opfern des Vergessens.

In seinem Gedicht „Jemand anderer“ mahnt Erich Fried uns mit den Worten: „Tote Menschen sind tote Menschen, wer immer sie waren. Wer nicht nachfragt, wie Menschen sterben, hilft sie töten.“ Der Toten zu gedenken, heißt nach zu fragen, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken und sich Gedanken zu machen – Gedanken gegen das Vergessen all der Grausamkeiten, Impulse zu setzen gegen die Gleichgültigkeit.

„Den Toten zur Ehre, den Lebenden zur Mahnung“ das ist die kurze und doch so tiefgehende Botschaft vieler Erinnerungs- und Gedenkstätten. Wir wissen uns verbunden mit unseren Vorfahren, mit unseren Freunden, Verwandten und Bekannten, die unschuldig und auf grausame Art und Weise zu Opfern skrupelloser Machtinteressen und menschenverachtender Politik wurden. Jeder und jedem einzelnen von uns hätte es ja genauso das Leben kosten können wie ihnen.

Solche Erinnerung ist immer auch Zumutung, sie ist nicht nur bequem und angenehm, sondern vielmehr ein Aufschrei, ein Stein des Anstoßes, ein Anstoß für die Gegenwart. Dafür stehen Mahnmale und Gedenkstätten. Sie lenken unsern Blick nicht nur in die Vergangenheit, sondern ebenso in unsere Gegenwart, ja vor allem auch auf künftige Generationen. Sie wollen helfen, unseren Blick zu schärfen und ähnliche Fehlentwicklungen, solche von Menschen herbeigeführten Katastrophen frühzeitig zu unterbinden. Nur eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit macht frei und eröffnet eine Zukunft in Frieden und Gerechtigkeit. Was passiert, wenn die Erinnerung verdrängt und die Aufarbeitung verweigert wird?

„Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen“ hat der jüdische Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi prophezeit. Das mussten leider die Menschen im ehemaligen Jugoslawien schmerzlich erfahren. Was in den Jahren 1944 bis 1948 an uns Deutschen geschah, fand seine Wiederholung in Bosnien-Herzegowina, in Serbien und im Kosovo: Hass und Rache statt Versöhnen und Verzeihen.

Wir Vertriebenen waren die ersten, die 1950 in der „Charta der Heimatvertrieben“ ausdrücklich einen anderen, einen zukunftssträchtigen Weg aufzeigten und einschlugen, wenn es dort heißt: „Wir Heimatvertrieben verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig.“

Es bleibt nicht beim Blick zurück in Zorn oder in ohnmächtiger Trauer. Wir dürfen uns nicht abfinden mit der scheinbaren Übermacht von Hass und Gewalt. Unsere Toten wären sonst ganz umsonst gestorben, wenn wir nicht engagiert für Verständigung, Dialog und für Aussöhnung eintreten.

Europa auf dem Weg in die Zukunft

Sehr geehrte Damen und Herren,

Das Jahr 2004 markiert einen Meilenstein in der Geschichte Europas. Unserem Kontinent, der in Folge zweier Weltkriege zerrissen und über vierzig Jahre der Schauplatz eines Kalten Krieges war, gelingt das Unwahrscheinliche. Mit der so genannten Ost-Erweiterung überwindet die Europäische Union 15 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer und 13 Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die Spaltung des Kontinents. Acht der zehn neuen Länder, die am 1. Mai dieses Jahres der Europäischen Union beigetreten sind, liegen im Osten (Estland, Lettland, Litauen, Slowenien, Ungarn, Polen, die Tschechische und die Slowakische Republik). Seither besteht die Europäische Union aus 25 Staaten und bildet mit 455 Millionen Menschen den größten Wirtschaftsraum der Welt.

Weitere Länder des Ostens – Bulgarien, Kroatien und Rumänien – stehen bereits vor der Tür und klopfen an. Doch je größer Europa wird und je mehr Länder der europäischen Gemeinschaft beitreten, umso intensiver müssen nicht nur die diplomatischen Beziehungen und Verbindungen werden, sondern vor allem auch die menschliche Verbundenheit.

Vor 26 Jahren, am 16. Oktober 1978, wurde der Kardinal von Krakau, Karol Wojtyła, zum Papst gewählt. Ein nicht nur für die katholische Kirche, sondern vor allem auch für Europa historisches Ereignis: Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte wurde ein Slawe Nachfolger Petri. Er, der den doppelbödigen und sinnentleerten Kommunismus aus eigener Erfahrung kennt, wird zum Vordenker der Europäischen Osterweiterung, wird zum unermüdlichen Impulsgeber eines christlichen Europa – eines Europa, so formuliert es Johannes Paul II. selbst, das beide Lungenflügel, den Osten und den Westen, zum Atmen und damit zum Leben braucht.

Wir Vertriebenen stehen allein schon durch unsere Geschichte für die Verbindung der beiden „Lungenflügel“, wir schaffen Verbindung zwischen Ost und West. Wir alle sind eingeladen und gefordert, Europa lebensfähig zu machen und lebenswert zu gestalten. Europa zur Heimat vieler werden zu lassen.

Was ist Heimat?

Doch was ist Heimat? Was macht Heimat aus? Bernhard Schlink gibt uns in seinem Essay „Heimat als Utopie“ einen ersten Hinweis: „Am intensivsten wird sie erlebt, wenn man weg ist und sie einem fehlt; das eigentliche Heimatgefühl ist das Heimweh.“¹ Mit der Heimat ergeht es uns ähnlich wie mit unserer Gesundheit: Wenn sie fehlt, uns gar genommen wird, kommen der Schmerz und die Trauer. Wer noch nie die Heimat, Freunde, Verwandte und Nachbarn, einen liebgewonnenen Dialekt und eine vertraute Landschaft hinter sich lassen, oder gar gezwungenermaßen verlassen musste, kann kaum verstehen, welcher großer Schmerz damit verbunden ist, wie lange das Herz und die Gedanken noch in der verlassenen Heimat bleiben. Vielleicht müssen wir tatsächlich erst heimatlos werden, um zu spüren, was wir vermissen und wonach wir uns sehnen. Der Schriftsteller und Ausschwitz-Überlebende Jean Amery bringt es auf die kurze, aber überaus kritische Formel: „Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.“²

„Was ist Heimat?“ – darauf lässt sich die berühmte Erkenntnis des heiligen Augustinus übertragen, die er im elften Buch seiner *Bekenntnisse* auf die Frage, was Zeit sei, mit den Worten formuliert: „*Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich es aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.*“ Was bringen Sie, werte Damen und Herren, was bringt jede und jeder einzelne von uns mit dem Begriff ‚Heimat‘ in Verbindung? Ein Ort, eine Landschaft, die Sprache, Geschichte und Tradition, ein Gefühl, eine Idee, Kindheitserinnerungen oder die Herkunftsfamilie? All das gehört dazu. Doch Heimat ist noch mehr. Heimat ist dort, wo ich meine Wurzeln habe, wo ich mich wohl und zu Hause fühle; wo ich mich für meine Anwesenheit nicht zu rechtfertigen brauche, wo ich angenommen und anerkannt werde, so wie ich bin.

Europa wird vor allem in dem Maß zur Heimat vieler werden, wie die Liebe zu den eigenen Wurzeln und zur eigenen Herkunft lebendig bleibt und gepflegt wird. Die Liebe zur eigenen Herkunft will nicht abschotten und abgrenzen, sondern will helfen, die anderen zu verstehen, die Bedürfnisse und Interessen der Mitmenschen wahr zu nehmen, ja zu versuchen, aus der Position des anderen heraus zu denken und zu fühlen. Denn, so sagt Václav Havel zurecht, „die Heimat ist ein Tor, das den Weg zu anderen öffnet“. Die Treue und Verbundenheit zur Heimat hindert nicht daran, neue Wurzeln zu schlagen und Zukunft zu gestalten. Im Gegenteil, sie hilft dabei. Das habe ich selbst so erfahren und erlebt.

Vor Jahren fragte mich einer unserer Weihbischöfe, Paul Wehrle, angesichts meiner Lebensgeschichte: „Welches ist deine Heimatgemeinde?“ Nach kurzem Nachdenken sagte ich: „Ich habe drei Heimatgemeinden.“ Und bei meiner Bischofsweihe im vergangenen Jahr habe ich erlebt, dass dies stimmt. Ich fühle mich an drei verschiedenen Orten beheimatet und zu Hause: Der Ort, an dem ich geboren wurde; der Ort an dem wir im Frankenland nach der Flucht aus dem Vernichtungslager für mehrere Jahre Aufnahme fanden und schließlich die Gemeinde in Mannheim, in der meine Eltern wieder ein Haus bauten, ich als Jugendlicher aufwuchs und meine Primiz feierte. Meine Verbundenheit mit meinem Geburtsort Filipova und meinen Landsleuten hat mich nicht daran gehindert, sondern geholfen, neue Wurzeln zu schlagen und Bindungen einzugehen, die tragend geworden sind.

¹ Schlink, Bernhard: *Heimat als Utopie*, Frankfurt 2000, S. 32.

² Amery, Jean: *Wieviel Heimat braucht der Mensch?*, in: *Jenseits von Schuld und Sühne*, Stuttgart 1980, S. 81.

Aus der Erinnerung Zukunft gestalten

Das Martyrium von Flucht, Vertreibung und Umsiedlung, das Millionen von Menschenleben kostete und das Leben Unzähliger mit Schmerz, Verlust und Trauer überschattete, hat viele Gesellschaften in Europa grundlegend verändert. Bis heute werden die Beziehungen zwischen den europäischen Völkern davon beeinflusst. Und nach wie vor heißt eines der großen Themen der Gegenwart Migration. Denn derzeit ziehen fast sechzig Millionen Menschen durch Europa, die außerhalb ihrer Geburtsnation leben. Unsere eigene Geschichte, die Opfer und Märtyrer erinnern, ja, mahnen uns, immer wieder aufs neue unsere Stimme aufrichtig und mutig zu erheben, wenn Menschen gewaltsam vertrieben werden und ihre Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Der Verlust von Heimat, die Suche nach neuer Heimat, die bleibende Sehnsucht nach der alten oder auch die Zerrissenheit zwischen alter und neuer Heimat, gar mehrerer „Heimaten“ werden Europa auch weit über das zwanzigste Jahrhundert hinaus prägen. Gott mahnt und erinnert uns genauso wie die Israeliten mit den Worten: „ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde (in Ägypten) gewesen“ (Dtn 10,19). Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir uns mit Migration und Vertreibung beschäftigen.

Damit Europa immer mehr zu einer Gemeinschaft in Frieden, gegenseitiger Achtung, Freiheit und Gerechtigkeit werden kann, dürfen wir die Vergangenheit nicht vergessen und verdrängen. Zukunft braucht Herkunft, braucht eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Wir brauchen auf dem Weg in eine menschenwürdige und lebenswerte Zukunft notwendig Orte der Erinnerung und immer wieder Zeiten der Vergewisserung. Denn wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der ist anfällig für neue Grausamkeiten. Diese grundlegende menschliche Erfahrung will uns das bekannte jüdische Sprichwort ins Bewusstsein rufen: "Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung."

Dr. Robert Zollitsch
Erzbischof von Freiburg
Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz